

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 137 Bydgoszcz, 18. Juni Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(4. Fortsetzung.)

4.

Leon Vandegrift hatte seinen Reiseplan ein wenig geändert: Er war von Paris aus nicht direkt nach Le Havre gefahren, sondern mit dem nächsten Flugzeug nach Nürnberg geflogen. Dort hatte er ein Auto gemietet, das ihn in kurzer Zeit nach Peter Rolands Heimatsort brachte.

Um kein Aufsehen zu erregen, ließ er den Wagen auf dem Marktplatz parken und begab sich zu Fuß nach dem Rolandschen Hause. Das öffnende Dienstmädchen wollte ihn abweisen. Herr Roland sei ausgegangen, und außerdem empfange er sowieso keine Besucher. Vandegrift kritzelte ein paar Worte auf seine Visitenkarte und schloß diese in einen Umschlag. „Dann geben Sie dies sofort Frau Roland", sagte er in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. „Ich warte hier."

Zwei Minuten später saß der Anwalt einer vergrämten weißhaarigen Dame gegenüber: der Mutter seines Klienten. In knappen Worten berichtete er, auf welch sonderbare Weise er Peters Bekanntschaft gemacht — wie Peter ihm selbst, seiner Tochter und allen andern Insassen des Flugzeuges das Leben gerettet hatte — und daß er, Leon Vandegrift, in dem bevorstehenden Prozeß Peters Verteidigung führen werde.

Frau Roland fand nicht gleich eine Antwort, sondern musterte den Fremden mit mißtrauischen Blicken. Dann sagte sie fast flehend: „Weshalb versuchen Sie, mich zu täuschen? Sie sind von der Polizei, nicht wahr?"

Vandegrift zog mit einer ungeduldigen Bewegung seine Brieftasche hervor. — „Hier ist mein Paß! Hier meine Mitgliedskarte der Anwaltskammer in Newyork! — Hier mein Flugschein Dakar—Casablanca!"

Frau Roland nahm mit zitternden Fingern die Papiere und überprüfte sie flüchtig. Dann sagte sie leise: „Sie müssen mir verzeihen, Mister . . . Herr . . . Herr Doktor, aber ich bin in einem Zustand . . . Wir haben wieder fürchterliche Stunden hinter uns. Vorletzte Nacht hat meine jüngste Tochter einen Selbstmordversuch gemacht. Gott sei Dank ist sie jetzt außer Lebensgefahr. Mein Mann ist eben bei ihr im Krankenhaus."

„Hing dieser Selbstmordversuch mit der Nachricht von der Verhaftung meines Klienten zusammen?"

„Ja, natürlich. Meine Tochter glaubt, an der Verhaftung schuld zu sein . . . ist es ja auch gewissermaßen."

„Wieso?" fragte der Anwalt gespannt.

Wieder kam Mißtrauen in Frau Rolands Miene. „Hat Peter Ihnen denn nicht erzählt, was sich hier zugetragen hat?"

„Sie können sich denken, Frau Roland, daß er die kurze Zeit bis zur Landung in Villa Cisneros ausnutzen mußte, um mich über den Fall selbst zu orientieren. — Er hat mir nur gesagt, daß ihn die unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Familie und nach der Heimat . . ."

„Gewiß, das war wohl der Grund zu dieser wahnsinnigen Reise hierher. — Es ist jetzt etwa sieben Wochen her, daß ich gegen zwei Uhr nachts davon erwachte, daß kleine Steinchen gegen die Scheibe unseres Schlafstubenfensters geworfen wurden. Ich stand auf, öffnete das Fenster und fragte in die Dunkelheit hinaus: „Wer ist denn da?" Da antwortet eine leise Stimme: „Mutter, mach mir auf! Ich bin's — Peter!" — Nun, das Wiedersehen können Sie sich wohl vorstellen. Nach zwölf Jahren! — und nach alledem, was unterdessen geschehen war! — Also dann . . . dann saß er bei uns in der Stube — wie ein gehetztes Wild. Auf eine Stunde nur käme er . . . aber er habe gern für diese eine Stunde die lange Reise von Südamerika hierher gemacht. Mein Mann und ich konnten vor Erregung zuerst überhaupt nicht sprechen. Meine erste Frage an Peter war dann: wie er es übers Herz gebracht hätte, uns in diesen ganzen Jahren nicht ein Sterbenswörtchen zukommen zu lassen. Er sah uns ganz überrascht an und sagte: „Aber ich habe euch doch damals, drei Monate nach der Tat, von Guatemala aus geschrieben." — Mein Mann, der das offenbar nicht glaubte, sah ihm scharf in die Augen und sagte: „Wir haben niemals eine Nachricht von dir erhalten." Die Wirkung dieser Worte auf Peter war so schrecklich, daß . . ." Frau Roland stöhnte laut auf und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Die Erinnerung an jene Augenblicke schien ihr die Fassung völlig zu rauben.

„Erzählen Sie! — Sprechen Sie!" drängte Vandegrift erbarmungslos.

Frau Roland riß sich zusammen. „Verzeihen Sie. Ich will mich bemühen, sachlich zu berichten: — Mein Junge wurde plötzlich leichenblaß, seine Augen starrten uns ganz entsetzt an. Und dann schrie er: „Mein Gott, mein Gott! Ihr habt doch nicht etwa geglaubt, daß ich schuldig bin . . . daß ich einen Menschen . . . ein Kind getötet habe! Mutter! Vater! Antwortet mir doch!" — „Nein, Peter, keine Sekunde habe ich an deine Schuld geglaubt!" rief ich. „Und du, Vater?" fragte Peter und starrte meinem Mann ins Gesicht. Mein Mann brachte kein Wort heraus. Er machte nur eine hilflose Bewegung. Da brach Peter aufschluchzend in die Knie."

„Und wie hat er Ihnen dann den Fall geschildert?" fragte Vandegrift gespannt und zog sein Notizbuch hervor.

„Dazu ist es nicht mehr gekommen. Als er sich soweit beruhigt hatte, um wieder sprechen zu können, sagte er mit gänzlich veränderter, fast kalter Stimme: „Ich werde euch jetzt alles erzählen. Und Ihr werdet dann auch verstehen, weshalb ich diese fürchterliche Beschuldigung, die ich mit zwei Worten entkräften könnte, so lange auf mir sitzen lasse." — Weiter kam er nicht mehr. Denn in diesem Augenblick geschah das Entsetzliche . . ."

„Wie meinen Sie?“

„Meine Tochter Maria stand plötzlich in der Tür — im Nachtgewand, mit bloßen Füßen. Wir hatten sie nicht kommen hören, und ich erschrack furchtbar. Dann sagte ich, mich zur Ruhe zwingend: „Maria, das ist dein Bruder Peter . . .“ Mehr konnte ich nicht sagen, denn Maria . . . Sie müssen wissen, was das Kind seine ganze Jugend hindurch gelitten hat — wie ihre Seele von klein auf mit Haß gegen ihren Bruder vergiftet worden ist . . . In der Schule wurde sie, die Schwester des Mörders, von den anderen Kindern wie eine Aussätzige gemieden. Kurz, alle seit Jahren verhaltenen Qualen brachen jetzt plötzlich aus ihr heraus. Sie starrte auf Peter wie auf ein Ungeheuer, und dann schrie sie, daß es durch das ganze Haus schallte: „Mörder! Mörder!“ — Im nächsten Augenblick schon war Peter aus dem Zimmer verschwunden. Dann hörten wir die Haustür ins Schloß fallen und seine fliehenden Schritte auf der Straße verhallen.“

„Sie sagten vorhin, Frau Roland, daß Ihre Tochter an der Verhaftung schuld sei. Wie meinen Sie das?“

„Ich meine: das Hausmädchen muß ihren Ausruf gehört und dann geschwatzt haben. Jedenfalls kam am nächsten Mittag die Polizei und hat uns dann alle verhört. Wir haben natürlich geleugnet — meine Tochter selbstverständlich auch. Was das Hausmädchen gesagt hat, wissen wir nicht; sie wurde allein verhört. Wir wissen auch nicht, wie man dann Peters Spur entdeckt hat. Wir haben auch nichts mehr von ihm gehört, bis vorgestern die Nachricht von seiner Verhaftung in der Zeitung stand. Und in der Nacht darauf hat meine Tochter dann Veronal genommen.“

Frau Roland unterbrach sich und horchte auf. Man hörte, wie das Haustor ins Schloß fiel. „Da kommt mein Mann“, sagte sie, erhob sich hastig und ging zur Tür.

„Desto besser. Dann kann ich Ihnen beiden jetzt den Sachverhalt berichten — so wie ihn mein Klient mir geschildert hat.“

Frau Roland — schon an der Tür — hemmte ihren Schritt und wandte sich dem Anwalt wieder zu: „Sie sind doch von der Unschuld meines Jungen völlig überzeugt?“

Der Schatten eines Lächelns ging über das schlaffe Gesicht Vandegrifts, und seine Stimme nahm einen nachsichtigen Klang an. „Liebe Frau Roland . . . Ich habe Ihren Sohn in meinem ganzen Leben nur zwei Stunden lang gesehen. Das Beweismaterial gegen ihn scheint erdrückend . . . so erdrückend, daß sogar Ihr Mann und Ihre Tochter . . .“

„Sie selbst . . . halten ihn also . . . für schuldig?“ unterbrach ihn die aufstöhnende Stimme der gemarterten Mutter.

„Aber nein, das habe ich ja nicht gesagt. Nur müssen Sie begreifen, daß es hier zunächst gar nicht auf die Frage „schuldig oder nicht schuldig“ ankommt — daß das gar nicht das wichtigste ist . . .“

„Wie? Was . . . was sagen Sie . . .? Es kommt nicht darauf an, ob mein Junge ein Mörder ist oder nicht?“ Frau Roland griff mit beiden Händen nach ihrem Kopf, als fürchte sie, den Verstand zu verlieren.

„Für mich kommt es vor allem darauf an, einen Freispruch zu erreichen! Und für meinen Klienten auch und für Sie auch! Und wenn mir mein Klient die Wahrheit gesagt hat, so wird das sehr leicht sein — und wenn er mich belogen hat, wird es sehr schwer sein. Aber gelingen muß es auch dann. Und wenn es einem gelingen wird, so bin ich es.“

*

Die Auslieferung Peter Rolands von Frankreich an die Vereinigten Staaten ging glatt und schnell vonstatten.

Die Voruntersuchung nahm nur kurze Zeit in Anspruch, und an einem der letzten Junitage, gegen Abend, stürmten die Zeitungsverkäufer in Newyork den Broadway entlang und brüllten aus vollem Halse: „Binnies Mörder Peter Roland kommt vor Gericht!“ — „Beginn der Hauptverhandlung Mitte September!“ — „Der sensationellste Prozeß des Jahrhunderts!“ — „Volk contra Weltfeind Nummer 1!“ —

Zugleich drängten sich Hunderte vor einem der größten Kinos, um den Film „Binnie als Detektiv“ zu sehen: nach zehn Jahren wieder aus der Mottenkiste hervorgeholt, aber neu geschnitten, mit neuer Musik versehen und zum Teil sogar synchronisiert — angeblich mit Binnies eigener Stimme, aus von ihr besprochener Grammophonplatte genommen.

Die größte Anziehungskraft aber bildete die Tatsache, daß man bei dieser Gelegenheit Mrs. Sylvia Casilla in Person sehen konnte. Sie erschien vor jeder Aufführung des Films auf der Bühne — selbstverständlich in einem tiefschwarzen, aber sehr elegant geschnittenen Kleid — und richtete ein paar wehmütige Worte an das Publikum. — Die Direktion des Theaters hatte sich bei ihrem Gagenangebot nicht knauserig gezeigt, und so hatte Sylvia schließlich nicht widerstehen können.

5.

Vandegrift hatte sich nach seinem Besuch bei Peter Rolands Eltern auf schnellstem Wege wieder nach Paris begeben, wo ihn seine Tochter erwartete.

Während Jessie darauf schwor, daß Peter kein Mörder sei, blieb ihr Vater skeptisch. Es galt jetzt vor allem festzustellen, ob die reichlich phantastischen Angaben seines Klienten auf Wahrheit beruhten.

Peter hatte behauptet, die letzten acht Jahre unter dem Namen José Fajardo auf einem von ihm selbst angelegten kleinen Rancho in Paraguay verbracht zu haben — zweihundert Kilometer östlich des Städtchens Concepcion, in dem Amambahy-Gebirge, das die Grenze zwischen Paraguay und Brasilien bildet.

Wenn dies und alles andere, was damit im Zusammenhang stand, der Wahrheit entsprach, so hatte man für die Verteidigung einen Trumpf von ungeheurer Wucht in der Hand.

Abenteuerlustig und mutig, wie Jessie war, hatte sie sich nun erboten, die nötigen Feststellungen an Ort und Stelle zu machen, und nach einigem Zögern hatte ihr Vater nachgegeben. So hatte also Vandegrift am nächsten Tage allein die Rückreise nach Newyork angetreten, während Jessie einige Tage später nach Montevideo abgereist war, wo sie fünfundzwanzig Tage später, also Ende Mai, eintreffen sollte. Von dort sollte sie unverzüglich weiterreisen — zuerst per Bahn, dann per Flußdampfer und endlich auf einem Maultier reitend. Wenn alles glatt ging, konnte sie dann Mitte Juni ihr Ziel erreichen: jenen einsam gelegenen Rancho, verwaltet von Peters Stellvertreter, Señor Carlos de Ryder.

*

Schon am 6. Mai ist Leon Vandegrift wieder in Newyork eingetroffen und hat sich sofort an die Arbeit begeben. Er hat sich vor allem sofort mit John Salvini, einem sehr begabten jungen Advokaten, in Verbindung gesetzt, und diesen beauftragt, sich sofort nach Peter Rolands Ankunft diesem als Verteidiger zur Verfügung zu stellen. Vandegrift hat gute Gründe, seine eigene Funktion bei dem zukünftigen Prozeß streng geheimzuhalten. Außer Jessie und Salvini wissen nur noch drei Menschen, daß Vandegrift mit diesem Prozeß etwas zu tun hat: seine langjährige Sekretärin Miß Alma Galliver und die beiden Clerks Mooshuber und Page. Diese drei von seinen Angestellten sollen ihm bei der Vorbereitung der Verteidigung helfen; auf ihre absolute Verschwiegenheit glaubt Vandegrift sich fest verlassen zu können.

*

Endlich, am 28. Mai, ist Peter Roland, begleitet von zwei Kriminalbeamten, in Newyork eingetroffen und von amerikanischen Detektiven in Empfang genommen worden.

Da der Raub der Binnie Casilla — und offenbar auch ihre Ermordung — in der Umgebung von Stockford stattgefunden haben, so müssen Voruntersuchung, Anklageerhebung und Aburteilung durch die dortigen Behörden erfolgen. Die kleine Stadt ist nur wenige Stunden Bahnfahrt von Newyork entfernt, liegt aber nicht mehr in dem Staate dieses Namens, sondern in einem der vielen kleinen Staaten, die sich in der Nordostecke der USA zusammendrängen.

John Salvini, sonst auch in Newyork ansässig, hat sich bereits in Stockford installiert. Wenige Stunden nach Ein-

lieferung in das dortige Gefängnis hat Peter Roland den jungen Anwalt bereits mit seiner Verteidigung betraut.

Gleich am Tage nach der Einlieferung hat die polizeiliche Voruntersuchung begonnen, und Salvini hat streng darüber gewacht, daß seinem Klienten keines der Rechte beschnitten wird, das dem Beschuldigten, aber noch nicht Verurteilten zusteht. So wagt die Polizei nicht, die vom Gesetz gezogenen Grenzen zu überschreiten, und wichtige Einzelheiten der Tat bleiben unaufgeklärt. Dennoch scheint kein Zweifel an Peters Schuld zu bestehen, und am 27. Juni werden die Polizeiakten der Staatsanwaltschaft zugestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Dichter und Volkspfleger.

Heinrich Sohnrey zum 80. Geburtstage am 19. Juni 1939.

Es kommt nicht eben häufig vor, daß ein Schriftsteller sich Jahrzehnte hindurch der immer gleichen Beliebtheit erfreut. Meist pflegen Erfolg und Anerkennung der Jugend zu winken und später nachzulassen oder sie stellen sich umgekehrt erst im Alter ein. Der Ausnahme-Mensch Heinrich Sohnrey ist auch hierin eine Ausnahme. Seine Erstlingswerke „Friedesinchens Lebenslauf“ und „Hütte und Schloß“ erschienen vor über einem halben Jahrhundert, machten ihren Verfasser bald bekannt, und heute sind sie durch ständig neue Auflagen in fast 200 000 Exemplaren verbreitet. Auch seine übrigen Romane aus dem bäuerlichen Leben wie „Der Bruderhof“ oder seine Geschichten „Die hinter den Bergen“ mußten immer erneut aufgelegt werden, und daß der Dichter dieser weitverbreiteten Bücher zugleich ihr Verleger ist, während wohl alle anderen Autoren an dem Versuch eines Selbstverlages scheiterten, gehört zu dem Bilde des Glückskindes Heinrich Sohnrey. Dieser Mann besitzt außer seltenem Unternehmungsgeist, Optimismus, Organisationstalent vor allem soviel Echtheit, daß er es mit Gelingen wagen konnte, in doppelter Weise seine Existenz darauf aufzubauen, und ihre Echtheit wird es auch sein, die seinen Büchern immer frische Leserschichten gewinnt.

Ein Glückskind kann man Sohnrey nennen, trotzdem er es weder leicht gehabt noch sich leicht gemacht hat. In dem Dorfe Jühnde zwischen Göttingen und Hannoversch-Münden, im südhannoverschen Weserbergland, wird er 1859 geboren (deutlich erinnert er sich noch an den Durchzug der „Preußen“ und „Hannoveraner“ von 1866!) In einem noch abgelegeneren Dorf des Sollings wirkt er als Lehrer, d. h. „Schulmeister, Leichenredner, Sonntagnachmittagsprediger, Montagsbetstunde-Halter, Gesangvereinsdirigent und Schiedsmann“ und treibt eifrig Volkstumsstudien. Nachdem er schon als Seminarist mit der Veröffentlichung von Sagen begonnen hatte, läßt er mehr solcher Aufzeichnungen über Sitte und Wort jenes Stammes erscheinen, wird hierdurch mit dem Göttinger Germanisten Müller bekannt, studiert dort ein paar Semester (wozu er die Mittel durch einen Zufall erhält), heiratet ein Sollingmädchen, flüchtet noch einmal ins Schulamt und wagt dann zum zweitenmal den Sprung ins Ungewisse des freien Schriftstellerdaseins. Von 1890 ab ist er ein paar Jahre Schriftleiter in Freiburg i. Br., wo der Niedersachse einen völlig anderen Menschenschlag kennenlernt. Seine Aufsätze über das sonst übersehene und noch immer brennende Problem der Landflucht verschaffen ihm einen Ruf nach Berlin an die „Tägliche Rundschau“, und seit 45 Jahren lebt Sohnrey nun schon in der Reichshauptstadt. Nur einen Roman hat er ihr gewidmet: „Grete Lenz, ein Berliner Mädchen“.

Seine Welt ist das Land, das Dorf, der Solling — nächst dem Harz das größte Waldgebirge Norddeutschlands — geblieben. Die Landschaft seiner jungen Jahre und ihre Menschen stellt er immer wieder dar. Nicht ohne Grund heißen seine Lebenserinnerungen „Zwischen Dorn und Korn“. Der Volkskundler Sohnrey war vor dem Fabulierer da, und es macht nicht zum geringsten Teil den Wert seiner erzählerischen Werke aus, daß jede Redensart, jeder Brauch, jeder Aberglaube darin der Wirklichkeit entspricht. Sohnrey ist in der Schlichtheit, Ungekünsteltheit und Gesundheit seiner Romane und Erzählungen ein Volksschriftsteller, wie er sein soll — jener volkskundliche Gehalt aber gibt ihnen überdies noch dokumentarischen Wert (Sohnrey selbst liebt von seinen Geschichten am meisten den Band „Im grünen Klee — im weißen Schnee“). Außerdem blieben aber noch volkskundliche Aufsätze für mehrere Bände übrig („Die Sollinger“, „Schiff, tchaff, toho!“ und die Schnurren und Schnaken „Das lachende Dorf“).

Was Sohnrey als Begründer und geschäftlicher Leiter des bedeutenden „Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“, als Schöpfer der Halbmonatszeitschrift „Das Land“, als Herausgeber zahlreicher anderer Blätter, Jahrbücher, Kalender u. ä. volkserzieherisch geleistet hat, kann hier nur angedeutet werden. Der Sozialpädagog und -politiker wurde durch zweifache Zuerkennung des Ehrendoktors und den Professortitel geehrt. Straßen, Wiesen, Linden und Bergwarten im Solling tragen seinen Namen.

Herbert Günther.

Ein Bub lernt pfeifen.

Jugenderinnerung von **Wilhelm Pleyer.**

Der Sudetendeutsche Wilhelm Pleyer gestaltete in seinen Romanen und Erzählungen das Schicksal des Grenzlandbauern. Hier gibt der Dichter aus seiner Jugend eine humorvolle Erinnerung.

Ich wurde von Tag zu Tag gescheiter und lieferte bis nach dem sechsten Aegidimarkt meines Lebens, abgesehen von ein paar spottbilligen Aprilöchslein, nur mehr ein einziges erwähnenswertes Scheerauer Stückel: Ich mauste der Mutter einen großen Dalken, strich geschwind mit den Fingern „Powidl“, das edle Zwetschkenmus, darauf und schlupfte auf den Hof hinaus. Es war Sonntag und kein Drittes daheim; da kam ich mir sicher vor. „Zur Vorsicht“ versteckte ich den Powidldalken, indem ich ihn hinter den Buckel hielt! Ich war in dem Augenblick der festen Meinung, was ich selber nicht sehe, das könne auch kein anderer sehen. Aber die Mutter erwischte mich, wie ich über den Hof wollte, und kam mir nach. „Wart, ich werd' dir den Powidl geben!“ rief sie und strich mir meine beiden höchsteigenen, leibhaftigen Dalken.

Deshalb wurde später der Strauß meine starke Seite in der Naturgeschichte, und ein bekannter Vergleich mit diesem Vogel schwebt mir noch heute bei jeder halbwegs passenden Gelegenheit auf der Zunge.

Im übrigen konnte ich damals schon tadellos kleine Kinder warten, denn das Hannerl blieb oft tagelang meiner Pflege anvertraut, ich bin ein tüchtiger Selbstlerner auch auf diesem Gebiet, — ferner konnte ich schon das Vaterunser beten, das i, n, m, u schreiben und bis 100 zählen. Ich hatte mir eigene Ziffern zurechtgelegt: der Vierer sah wie ein Stühlchen aus, der Siebener wie ein Rechen und der Neuner wie ein Kochlöffel. Was die schönen Künste betrifft, so konnte ich auf der Mundharmonika die schwierigsten Läufe nachspielen, die der Vetter Hammerschmied auf der Ziehharmonika vorspielte, und noch etliche Lieder der Mutter und der Geschwister dazu. Ferner ging ich bereits recht phantasievoll mit den Farbstiften um, die nun unterm Jahr mehrmals erneuert werden mußten. Seit der Hegerhäusel mit seinen Bewohnern „abgenommen“ worden war, galt es für mich als eine ausgemachte Sache, daß ich Photograph werden würde, und ich hantierte auch in diesem Sinne mit ihn kaum mehr erwarten.

In den letzten Tagen vor Schulanfang drillte mir der Mattl noch „Siegfrieds Schwert“ ein, „daß du nicht gar so dumm in die Schule kommst“, wie er sich ausdrückte. Und am allerletzten Tage ließ er mich noch pfeifen lernen.

Auf den Schulgang, von dem die anderen solche Herrlichkeiten heimbrachten, freute ich mich schon längst. Ich konnte einem Zigarrenkistel auf drei Haselsteckenbeinen, einer alten schwarzen Schürze und zahlreichen farbigen Bildern, die ich eifrig gesammelt hatte.

Oh, mit guten Gründen hatte ich mich auf den Schulgang gefreut. Eine Schiefertafel mit Schwamm, das Schnürl wie ein Zöpfel fein aus schwarzer, roter und gelber Wolle geflochten, eine volle Griffelbüchse, eine neue Fibel und das Rechenbuch bis 10 steckten in dem schönsten Schulranzen der Welt, auf dessen Plüschdeckel ein Jager auf den Hirsch anlegte. Die Schulsachen waren bereits eingeschichtet, was freilich im Tag mehrmals erneuert wurde, und die Luken waren mit goldgelben Birnen und blanken Jakobiäpfeln verbaut. Und all die Herrlichkeit sollte des Teufels sein, wenn ich nicht pfeifen konnte!

„Du bist eh erst knapp sechs Jahr und noch recht schwächlich", erklärte der Mattl. „Wenn du nicht einmal pfeifen kannst, schickt dich der Lehrer totsicher wieder heim; denn pfeifen muß ein Bub können, das ist das Wenigste, was man von ihm verlangen kann. Ha! Wie soll denn einer lesen lernen, wenn er nicht pfeifen kann?"

Der augenblickliche Schreck verwirrte mich so, daß ich nicht weiter nachdachte, ob das stimmte. Aber ich wollte, ich mußte alle Kräfte daran sprengen!

Ich ließ mir sofort die Anfänge der edlen Pfeifkunst, also Lippenstellung und Atemstrom erklären. Währenddessen wurde der Mattl zum Kühhüten geschickt, ich selber aber kriegte Urlaub, weil ich mich für den nächsten Tag ausruhen sollte.

Ausruhen! Gerade jetzt fing die erste schwere Arbeit meines Lebens an. Ich blieb allein in der Stube; es war nachmittags nach dem Viererbrot; die Mutter ging Streu holen. Also machte ich mich daran. Trotzig stemmte ich die Hände in die Hosentaschen. (Ich hatte die ersten Hosen mannbarer Fassung, mit ordentlichen Hosenträgern und zwei Taschen!) Und ich blies, pustete, zischte, prustete, wohl eine Stunde lang. Das ist leicht gesagt: „Wohl eine Stunde lang", wenn es hinter einem liegt oder wenn man es gar nicht kennt; aber was will man auch daran schildern? Ich blies und prustete, pustete und zischte und blies, bis die Lippen ganz trocken waren und schmerzhaft entzunden und aus den Hautrissen Blut perlte. Ich verachtete den Schmerz und trieb es noch eine Viertelstunde lang so; dann kam ich dahinter, daß man die Lippen ja anfeuchten und „schmieren" kann. Als es damit ein bissel leichter ging, spürte ich wieder, wie mir auch Zunge und Wangen anfingen weh zu tun, und schließlich wollte die Zunge nicht mehr mit und tat wie lahm.

Die bekannten müden Strahlen der scheidenden Herbstsonne verklärten diesmal mit ihrem landläufigen letzten Schimmer ein paar dicke Zähren auf meinen Backen. Es war aber nicht der Fünfkreuzerschmerz eines melancholischen Faulenzers bei Sonnenuntergang, sondern der ehrliche Kummer eines Arbeiters, wenn der Tag vor der Arbeit fertig werden und dabei ein notwendiges Trumm Welt unerrungen bleiben will. Mit neuer Kraft ging ich die Mühsal wieder an. Jetzt marschierte ich im Kreise rund herum, und derweil ich nachdachte, ob sich der Herr Lehrer nicht auch mit ein paar hübschen Stückeln auf der Mundharmonika (auf der neuen langen vom letzten Aegidimarkt!) zufrieden geben möchte, lieferte der Atemstrom schon ein wenig Ton, und als ich mir sagte, daß es wohl auch ohne Pfeifen gehen müßte, drang der erste Pfiff zwischen den schmerzlich gespitzten Lippen durch!

Mit dem großartigen, aber doch herzklopfenden Gleichmut des Welteroberers pfiff ich weiter. Schließlich mußte ich mir eine gewisse Angst vor dem Aufhören eingestehen, weil ich nicht ganz sicher war, ob ich auch wieder einsetzen könnte. Ich merkte mir den Kniff sehr, sehr gut — und siehe, ich traf den Einsatz tadellos. So rastete ich denn eine Weile und probte dann zum ersten Ton einen zweiten und einen dritten, bis ich es eben konnte!

Da hörte ich liebes, wohlbekanntes Pantoffelschlarpen. „Hast dich ausgeruht für morgen, mein Soherl?" fragte die Mutter. — „Ausgeruht? Nein; ich habe pfeifen gelernt." Siegfried hat mit keinem größeren Stolz sein Schwert geschwungen: mit so einem Selbstbewußtsein pfiff ich der Mutter eins vor. Freilich, als sie mich hochnahm und fest auf die Lippen schmatzte, war es das erste- und wohl auch das letztemal in meinem Leben, daß ich dazu „Au!" schrie.

Auf die Nacht gab es Kümmelerdäpfel mit Butter, da linderte ich mir selber die Risse in den Lippen. Einer grinste zwar und tat, als wollte er was verraten, schwieg aber doch; ich pfiff dem Mattl gar zu pfiffig unter die Nase, so daß er zum erstenmal irre wurde.

Verständig saß ich im Kreise der Größeren und Großen und wußte, daß mir die faulen Neckereien des Mattl kaum mehr nahegehen könnten. Als ich im Bett vor Gedanken und wachen Träumen noch lange nicht zur Ruhe kam, grüßte ich fröhlich die Sterne, die durch eine zerschlagene Scheibe hereinzwinkerten.



Bunte Chronik



Der Esel als Milchmann.

In der südserbischen Stadt Pety ist ein Esel zu einer großen Berühmtheit geworden. Er ist aber auch ein selten gescheites und kluges Tier. Der Esel gehört dem Milchverkäufer Junus Arif, der in einem Dorf 15 Kilometer von Pety entfernt wohnt. Jeden Tag in der Früh ist er mit seinem Esel nach Pety gewandert, wo er zwölf Kunden die Milch zustellt. Zwei Jahre lang hat der Esel mit ihm dieses Geschäft besorgt, jetzt macht er es ganz allein. Sein Herr packt ihm täglich morgens die zwei Milchkannen auf den Rücken und mit ihnen trabt der gescheite Esel schnurstracks nach Pety, wo er jedes Haus seiner zwölf Kunden genau kennt. Er bleibt vor jedem Hause stehen und zeigt seine Ankunft durch ein lautes I-ah an. Er hört nicht früher zu schreien auf, bis sich die Hausfrau ihre Milch von ihm geholt hat. Hat er seine zwölf Abnehmer absolviert, dann trabt er ohne Aufenthalt schön brav nach Hause. Sein Herr braucht nur noch einen Tag in der Woche nach Pety mitzukommen, um das Geld einzukassieren. Es ist bisher kein einziges Mal vorgekommen, daß sich der Esel geirrt und vor einer falschen Tür stehengeblieben oder einen seiner Kunden vergessen hätte. Es müssen auch auf der Landstraße bei Pety nur ehrliche Leute und keine Strolche zu finden sein; denn sonst würde der brave Esel mit leeren Kannen zu seinen Kunden kommen.



Lustige Ecke





„Wollen Sie nicht auch die Federn probieren, meine Dame?"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.